

der Identifizierung der „arabischen“ Drogen des Mittelalters gemacht worden, die ja den größten Einfluß auf die Heilkunde des europäischen Westens ausgeübt haben. Ref. gibt mit G. Sobhy seit zwei Jahren eine Arzneimittellehre mit großem Kommentar heraus, die noch längere Jahre zur Vollendung in Anspruch nehmen wird (‘‘The abridged Version of the Book on Simple Drugs of Ahmad ibn Muḥammad al-Ghāfiqī’’, Cairo 1932—33). Nun ist erfreulicherweise die obengenannte kleine arabische Synonymenschrift nach langen Vorarbeiten von zwei Professoren des Marokkanischen Instituts in Rabat, dem Arzt Renaud und dem Philologen Colin, auf Grund von vier Hss. herausgegeben worden. Dies Büchlein, dessen Titel in Übersetzung lautet ‘‘Geschenk für die Freunde betreffend die Eigenschaften der Pflanzen und Kräuter’’, ist von einem ungenannten Verfasser etwa im XVI. oder XVII. Jahrh. geschrieben worden. Es enthält in 462 meist sehr kurzen Artikeln die Synonymen von etwa 450 Drogen, nicht nur aus dem Pflanzenreich, sondern auch aus dem Tier- und Mineralreich.

Der Wert der an sich unbedeutenden Schrift wird durch den ausführlichen philologischen Kommentar der Herausgeber geschaffen und durch gute Indices erhöht. Besonders lobenswert ist es, daß Renaud und Colin überall an die Bedeutung der Drogenamen bei Dioskurides anknüpfen und bei jeder Gelegenheit darauf hinweisen, wie unsicher jede Bestimmung einer Droge nach dem vor tausend Jahren üblichen Namen bleiben muß. Bestehen doch auch heute noch erhebliche Unterschiede in der Bezeichnung der gleichen Pflanze in zwei benachbarten Ländern, während andererseits der gleiche Name in verschiedenen Ländern ganz verschiedene Drogen oder Pflanzenteile bedeuten kann. Es sei hier nur erwähnt, daß der arabische Name *ḥabb al-mulūk* („Königsbeeren“) z. B. in Syrien die Samen des Krotonölbaum (*Croton Tiglium*), in Ägypten außerdem die „Purgiernüsse“ (Samen von *Jatropha Curcas*), in Marokko auch noch die Früchte des Springkrauts (*Euphorbia Lathyris*) und des Myxabaumes (*Cordia Myxa*), und dort wie in Algerien vor allem die Kirsche bezeichnet! Ein besonderes Verdienst der Verfasser liegt ferner darin, daß sie jede Droge und ihren Namen vom griechischen Ursprung an bis in den Brauch der modernen Marokkaner verfolgen, wobei sie helle Streiflichter auf bisher unbekannte Tatsachen werfen. Sie decken vielfach unklare Zusammenhänge zwischen den in den Sprachgebrauch des Volkes im maurischen Okzident eingedrungenen Fremdnamen auf und klären insbesondere viel altspanische und berberische Namen auf. Zu bemängeln ist nur die gelegentliche Verkennerung der Bedeutung syrischer und persischer Drogenamen und der indischen Wurzeln der letzteren. Offenbar haben ihnen die entsprechenden Lexica und Arzneimittelbücher nicht zur Verfügung gestanden, wie denn auch in der Literaturangabe die wichtigen arabischen Wörterbücher *Lisān al-‘Arab* und *Al-Muḥaṣṣaṣ* fehlen. Im ganzen aber ist die vorliegende Ausgabe eine ausgezeichnete Leistung, welche vielen Medizinhistorikern und Ara-

bisten wertvolle Dienste leisten wird. Referent wird sich in einer demnächst erscheinenden Veröffentlichung eines bisher unbekanntem Synonymenwerkes des Maimonides (von H. Ritter in Istanbul aufgefunden) eng an das Vorbild der Ausgabe der *Tuhfa* halten.

Mamour, P. H. Prince: *Polemics on the Origin of the Fatimi Caliphs*. London: Luzac & Co. 1934. (234 S.) 8°. 15 s. Angez. von R. Strothmann, Hamburg.

Mamour will vom ersten Fatimiden ‘Ubaidallāh al-Mahdī den Stammbaum über einen Ḥusain, dann Aḥmad, ‘Abdallāh und Muḥammad al-Maktūm hinaufführen zu Ismā‘il b. Ga‘far aṣ-Ṣādiq; „Augenarzt Maimūn“ sei die Deckerscheingung jenes Muḥammad während der Verborgenheit; erst seit 1011, als die Chalifatsansprüche der Fatimiden selbst von Mossul bis Kufa anerkannt wurden, hätten ihnen die Abbasiden Adelsschwindel vorgeworfen.

Die Schrift unterzieht orientalische und europäische Berichte einer sehr minutiösen Untersuchung, öfter bei einzelnen Vokabeln verweilend, bisweilen in den Argumenten sehr weit ausholend, z. B. (S. 170ff.) mit Hinweis auf die unsichere Textüberlieferung etwa bei Ṭabarī III 2218, 12, daß Muḥammad b. Ismā‘il keinen Sohn ‘Abdallāh gehabt habe. Ferner macht M. an sich zutreffende Bemerkungen über das leichte Entstehen von Mißverständnissen, da für eine Persönlichkeit mehrere Bezeichnungen zur Verfügung stehen, die Namen selbst graphisch leicht verwechselt werden können, „Abū“ oder „Ibn“ leicht fortfällt. So findet er die Möglichkeit, jeweils die Widersprüche weit aufzureißen oder aber sie mit seiner Auffassung in Einklang zu bringen. Bleibt ein ungünstiger Wortlaut unabänderlich, so fragt M. nach seinem Ursprung: noch unbequemer als der nicht-alidische Stammbaum ist jener, der als Ahn nicht den Ismā‘il annimmt, sondern seinen Bruder Mūsā aus der Imamenliste der Zwölfer; das sei erfunden, um diesen Schiiten die Fatimiden von vornherein als Betrüger hinzustellen (S. 99). Am wirkungsvollsten ist die Kritik an den Gegnern der alidischen Abstammung, die sich freilich auch starke Blößen gaben, wenn sie in den unter sich widerspruchsvollen Ahnenverzeichnissen etwa bereits in der 5. Generation vor ‘Ubaidallāh, parallel der dogmatischen Hetze gegen das Ismailitentum, bei dem vormuhammedanischen Erzketter Daiṣān waren; wenn sie den ‘Ubaidallāh selbst, als er 297 bei der Eroberung von Sid-schilmasa gerettet werden sollte, bereits getötet und durch seinen jüdischen Diener ersetzt sein ließen; wenn sie alidische Saijids in Ägypten sich erdreisten ließen, den 358 siegreich einziehenden Mu‘izz auf seinen Stammbaum hin

zu prüfen. Die weite Verbreitung der Angriffe auf die Fatimiden erklärt sich M. durch die Abhängigkeit von den Abbasiden, so bei dem Bagdader Scherif Muḥammad ar-Raḍī al-Mūsawī, der früher die Fatimiden in seinem Diwan gefeiert hatte; den anderen vielgenannten alidischen Zeugen gegen die alidische Herkunft, Aḥū Muḥsin, macht M. in Weiterführung der Bedenken von Maqrīzī und Becker zur rein mythischen Gestalt; zudem gälten die betreffenden Vorwürfe nicht den Ismailiten, sondern den Karmaten. In diesem Zusammenhang ist es wissenschaftsgeschichtlich ganz interessant, daß M. entgegen der fahrlässigen Vereinerleung von Ismailiten und Karmaten sie nun gänzlich auseinanderreißt, den letzteren alles über die Siebener gemeldete Ungünstige zuteilend, während die Ismailiten „weniger den Namen 'Häretiker' verdienen als die anerkannt frömmsten Sunniten oder irgend eine andere Sekte des Islam“ (S. 56). Daß — was man ja gerade gewünscht hätte — aus der dem Verf. zugänglichen Ismailitenliteratur keine Belege für die Gleichung Maimūn = Muḥammad al-Maktūm gegeben werden, erklärt Verf. daraus, daß die Frage für die Ismailiten überhaupt nicht existiert habe.

Der eingangs erwähnte Stammbaum findet sich, wie bereits von Ḥusain Hamdānī (Islam XX, 1932, S. 292ff.) angedeutet, in *'uḥūn al-abbār* des jemenischen Ismailiten Dā'ī Idrīs 'Imādaddīn al-Anf, gest. 872h. Einige der anderen sehr widerspruchsvollen Stammbäume bei den Historikern, welche überhaupt alidische Abstammung zugeben oder wenigstens in Erwägung ziehen, erklärt M. als Mißverständnisse. Leider benutzt er nicht die alidische Genealogie des Aliden Aḥmad b. 'Alī b. Muḥannā, *'umdat at-tālib fī ansāb āl Abī Tālib*, Bombay 1318. Ibn Muḥannā ist nur 44 Jahre vor Idrīs gestorben, also spät genug, um einen Gesamtüberblick über die Polemik zu gewinnen. Er steht persönlich als Ḥasanid den inneren Rivalitäten der Ḥusainiden fern, zitiert mehrere in vorliegender Untersuchung nicht berücksichtigte Genealogen, ist hinreichend kritisch, um selbst den Adel einzelner alidischer Naqīb anzuzweifeln, kennt zeitgenössische Nachkommen des Ismā'īl b. Ġa'far, nicht nur im Westen und in Damaskus, sondern auch in den Euphratsteppen ferner in Hilla, Ahwaz, Dinawer. Meistens die früheren Darstellungen referierend, will er die alidische Herkunft der Fatimiden (S. 209ff.) nicht gerade leugnen, zitiert auch die bekannten Strophen des Raḍī, zieht gleichfalls den scharfen Strich zwischen Fatimiden-Ismailiten und den Karmaten, deren Führer, die Brüder Jahjā und Ḥusain b. Kardawaih (Zikrawaih), als Muḥam-

mad bzw. Aḥmad b. 'Abdallāh b. Muḥammad b. Ismā'īl b. Ġa'far aṣ-Ṣādiq auftraten. Von den etwa diskutablen Ismā'īl-Stammbäumen hat Ibn Muḥannā aber gerade den des Idrīs nicht, bei dem sich übrigens ismailitische Traditionen bis zu dem Anspruch verdichtet haben, jener Aḥmad, Großvater des ersten Fatimiden, sei Verfasser der Abhandlungen der Lauteren Brüder (Hamdānī a. a. O.).

Wie mit den orientalischen Gelehrten, so geht Verf. auch mit den westlichen ins Gericht, schon mit den wohlwollenden Neutralen wie de Sacy, Casanova, Blochet, besonders aber mit den „Anti-Fatimiden“ seit Quatremère und de Goeje, wenn er auch bedauernd entschuldigt, daß die westliche Orientalistik zu sehr unter sunnitischem Einfluß stehe. Ref. findet keinerlei Anlaß, dem zu widersprechen. Aber dem wird doch leicht abzuhelpen sein, wenn uns heute ismailitische Quellen wirklich zugänglich gemacht werden. Bewußt im jetzigen Augenblick beginnender Ismailitenforschung ist diese ismailitische Apologetik geschrieben (S. 7) gegen den „incredible strange case . . . hundred of European scholars have written extensively on the Caliphate, although without any decided opinion as to whom were the rightful Caliphs: the Fatimis, or the Abbasids and the Omeyyads“ (S. 14). Dem Verf. ist die alidische Herkunft der Fatimiden „a momentous factor“ (ebd.); ihre Bestreiter seien „historians, both ancient and modern, who have elsewhere attempted to deny the allegation of the Shias that the Prophet appointed Ali as his successor“ (187).

#### *Kaukasus, Turkologie, Iran.*

Kian, Gholam-Reza: *Introduction à l'histoire de la monnaie et histoire monétaire de la Perse des origines à la fin de la période parthe*. Paris: Geuthner 1934. (251 S., 10 Abb.) gr. 8°. 60 Fr. Bespr. von G. v. Selle, Göttingen.

Die allgemeine Einleitung gibt eine geschickte Darstellung vom Wesen der Währung und des Geldes zunächst im vorgeschichtlichen Altertum. Verschiedene gut bemerkte Stellen aus dem Avesta geben neben vielem anderem eine Anschauung. Sodann werden die Verhältnisse in Babylonien-Assyrien und vor allem in Lydien geschildert; der Reform des Crösus ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In der Frage über die Herkunft der Maßsysteme neigt der Verfasser mit der Mehrzahl der Gelehrten zu der Annahme vom babylonischen Ursprung; es ist dies ein Duodezimalsystem, während das davon unabhängige ägyptische ein Dezimalsystem ist. Das babylonische System hat im Laufe des 2. Jahrtausends im übrigen Altertum Einlaß gefunden, offenbar